

Übrigens...

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **83 (1996)**

Heft 6: **Hermann Czech : das architektonische Objekt = Hermann Czech : l'objet architectural = Hermann Czech : the architectonic object**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Entertainment-Immobilie ►

Aldo Rossi baut am Leipziger Platz in Berlin einen Vielzweckblock mit Zirkusrotunde und farbenfrohen Fassaden.

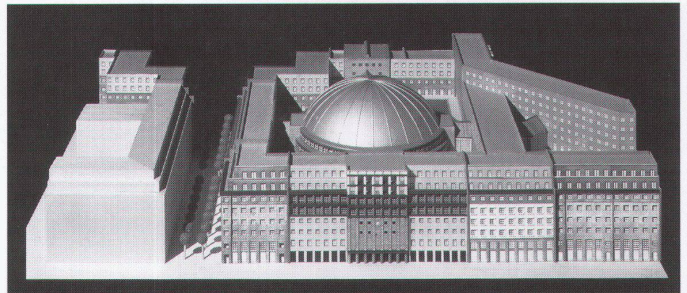
Am Oktagon des Leipziger Platzes, wo Alfred Messel 1896 das damals grösste Kaufhaus Europas, das Warenhaus Wertheim, errichtet hatte, soll auf einem 2,7 Hektaren grossen Grundstück ein Unterhaltungsmischbau mit 100 000 m² Geschossfläche entstehen.

Grossbauherr ist der Münchner Peter Kottmair, der für sein Projekt die Bezeichnung «Entertainment-Immobilie» erfand. Der Komplex wird neben einer Ladenpassage, Büros und 300 Wohnungen auch ein aus Stein gebautes Zirkuszelt für 1600 Zuschauer umfassen.

In einem zweiten Bauabschnitt

an der Leipziger Strasse, für den erst noch ein Wettbewerb ausgeschrieben werden soll, wird der Branchenmix dann noch durch ein Vier-Sterne-Hotel und die Berliner Subkultur-Diskotheek «Tresor» ergänzt.

Aldo Rossi orientierte sich bei seinem Entwurf allerdings nicht an Messels Vorgängerbau, der mit seinen schmucklosen Riesenproportionen, mit seinen Fassaden, die als ein System von Steinhorizontalen, Steinvertikalen und Glas begriffen wurden, eine Absage an den Historismus bedeutete. Der Vielzweckblock wird als unterhaltungsträchtige



Baucollage mit knallbunten Lochfassaden, Erkern und Säulenreihen ausgestattet und bis unter die Flachdächer mit Nutzungen vollgestopft. Die riesige Baumasse wird – nicht nur optisch – in «städtebaulich verträgliche» Hauseinheiten gegliedert, die nach Fertigstellung als selbständige Gebäude an einzelne Investo-

ren verkauft werden können. Die pantheonähnliche Zirkusrotunde im Blockinneren soll zur Dauerspielstätte der kanadischen Variété- und Artistengruppe «Cirque du Soleil» werden.

Rossis Beitrag an die Unterhaltungsbranche wird rund 1,2 Milliarden Mark kosten.

Ein schwieriger (Sanierungs-)Fall ►

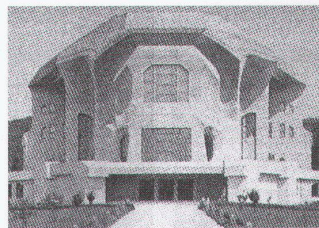
Das Goetheanum in Dornach gibt mit seinen organisch geformten Fassaden den Betonsanierern einige Probleme auf.

Der hölzerne Vorgängerbau war 1922 durch Brandstiftung zerstört worden. Nicht zuletzt deshalb liess Rudolf Steiner das 1925–1928 erstellte zweite Goetheanum aus dem damals als unverwundlich geltenden Stahlbeton errichten.

Jetzt ist das Gebäude in einem derart desolaten Zustand, dass allein

für die Sanierung des Aussenbaus 12 Millionen Franken aufgewendet werden müssen. 90 Prozent der Armierungseisen rosten.

Die komplizierte Gestalt des Goetheanums macht die Aufgabe der Betonsanierer nicht leicht. Für die planen Fassadenteile des Osttraktes wird man eine Methode beziehen, die in den achtziger Jahren bei der Basler Antoniuskirche angewendet wurde: man entfernt die karbonatisierten Betonschichten bis zu einer Tiefe von 5 cm, um anschliessend eine 8 cm starke neue Schicht aufzutragen. Statt aufwendige Holzverschalungen werden



wiederverwendbare gummibeschichtete Matrizen benutzt, um das ursprüngliche charakteristische Schalungsbild wiederherzustellen.

Die Pilaster- und Kranzgesimsezone muss jedoch ihrer geringen Stärke wegen mit Konterschaltungen

vollständig neu gegossen werden. Auch für die konkaven und konvexen Betonflächen des Westbaus kommt eine Neubetonierung nach dem Matrizenverfahren nicht in Frage, denn eine Verstärkung der Fassadenteile um 3 cm würde die Proportionen zu sehr verändern.

Die ETH Zürich, die einen entsprechenden Forschungsauftrag erhielt, hat noch keine eindeutige Lösung vorgelegt. Über die anzuwendende Sanierungsmethode muss innerhalb der nächsten zwei Jahre entschieden werden. Die Zeit drängt.

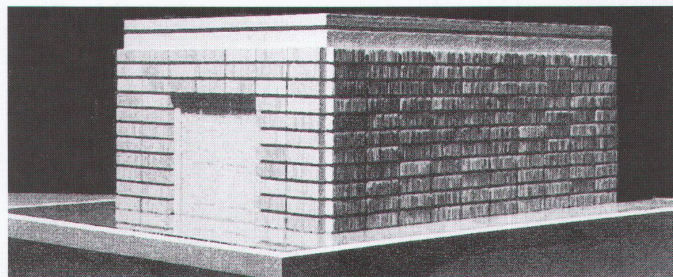
Namenlose Bibliothek ▼

«Zum Gedenken an die über 65 000 österreichischen Juden, die zwischen 1938 und 1945 von den Nationalsozialisten ermordet wurden» will die Stadt Wien auf dem Judenplatz ein Mahnmal errichten.

Zehn Künstler und Architekten aus verschiedenen Ländern wurden letztes Jahr zu einem entsprechenden Wettbewerb eingeladen, der Ende Januar 1996 entschieden wurde. Die Jury, der u.a. Hans Hollein und Harald Szeemann angehörten, einigte sich auf eine Arbeit der in London ansässigen Bildhauerin Rachel Whiteread.

Der «Judenplatz» war seit dem frühen Mittelalter Zentrum des Wiener Gettos und Schauplatz des ersten Pogroms von 1421 – kürzlich wurden dort die Reste einer Synagoge ausgegraben. Auf dem länglichen, von Häusern gerahmten Platz

im Zentrum der Altstadt, einer Lesing-Statue gegenüber, will Rachel Whiteread einen 10 x 7 m grossen, 3,8 m hohen Betonkubus errichten,



der auf einer Glasplatte steht. Die Aussenwände sind Abgüsse von Büchern (aus Kautschuk und Fiberglas), deren Rücken nach «innen» gewandt sind. Zur Platzseite hin ist eine – mit der Innenseite nach aussen gewandte – Doppeltür eingelassen, die man nicht öffnen kann: die «namenlose Bibliothek» ist unzugänglich.

Das vorgeschlagene Mahnmal bedarf keiner grossen Erläuterungen: Es ist ein «Haus der Bücher» zur Erinnerung an ein Volk der Bücher. Im Jurybericht heisst es dazu: «Das Buch ist Symbol des Überlebens des jüdischen Volkes während seines 2000jährigen Exils. Die Juden, ewig Vertriebene, trugen mit dem Buch ihre Heimat mit sich und bewahrten sich so ihre Identität. Die Leere des Innenraums bedeutet hier Auslöschung der Juden und ihrer Kultur.»

Weit komplexer, extrem intellektuell und nicht leicht durchschaubar nimmt sich dagegen die Lösung von Peter Eisenman aus. Sie ist im «Werk, Bauen+Wohnen» Nr. 3/96, S. 41–44, publiziert.

Das Mahnmal soll bis zum 9. November dieses Jahres fertiggestellt sein, als Erinnerung an die «Reichskristallnacht».

Wenn Baden umnutzt ▼

Fabrikumnutzungen gehören heute in der Architektur schon zur Tagesordnung. Unalltäglich ist im vorliegenden Fall – dem Umbau einer ehemaligen Gerberei und späteren Lederwarenfabrik in Ennetbaden – der eingeschlagene Weg.

Die in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstandene Gerberei in der Limmatau wurde 1894 vom aus Süddeutschland stammenden Fabrikanten Fritz Streule übernommen und zur Lederwarenfabrik erweitert. Die letzte grosse Bauetappe erfolgte 1945, seither hat sich das Erscheinungsbild der Anlage nur noch wenig verändert.

Als der Betrieb 1952 einging, wurde die Liegenschaft von der Stadt Baden aufgekauft, in der Absicht, die Bezirksverwaltung mit Gefängnis dorthin zu verlegen. Als sich

dieser Plan zerschlug, wurde das Areal an die BBC und später provisorisch an verschiedene Kleinbetriebe vermietet.

Nachdem mehrere Umnutzungsvarianten für kulturelle Institutionen gescheitert waren, ergriff die Stadt Baden selbst die Initiative zur Wiederbelebung der Liegenschaft. Der Einwohnerrat bewilligte einen Projektierungskredit, und die Stadtplanung Baden arbeitete ein Nutzungskonzept aus: Die Räume der Fabrikliegenschaft Limmatau sollten Kleingewerbetreibenden, jungen

Unternehmen und Kulturschaffenden zu günstigen Konditionen zur Verfügung gestellt werden.

Die Stadt Baden tätigte also Vorinvestitionen und gewährte zudem ein Baurecht, so dass die Eigenmittel der zukünftigen Bauherrschaft tief gehalten werden konnten. Diese bekam überdies ein klares Nutzungskonzept mit Kostenvoranschlag präsentiert, einschliesslich kalkulierter Mieten. Als Bau-trägerin wurde eine Genossenschaft gegründet, weil diese Rechtsform eine weitgehende Mitsprache der Mitglieder zulies.

Trotz der verschiedenen Bauetappen bieten die einzelnen Teile – Wasserwerkstatt, Fabrikgebäude, alte Gerberei – als Gesamtanlage ein einheitliches Bild. Charakteristisch ist die klare innere Holztragstruktur der einzelnen Bauabschnitte. Die Gebäudeteile bestehen aus Massiv-mauerwerk und Holzbalkendecken mit hohen Nutzlasten.

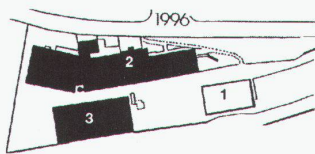
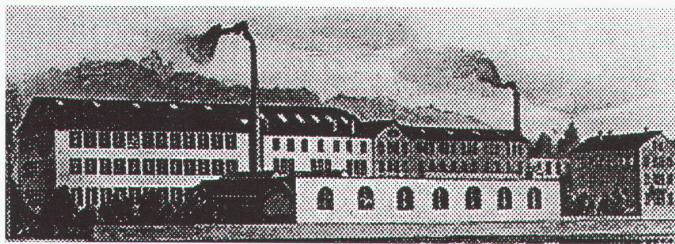
Der Umbau wurde von den Badener Architekturbüros Blunshi Etter Müller sowie Pinazza & Schwarz ausgeführt. Den Architekten ging es einerseits darum, die bestehende Bausubstanz konservatorisch zu sanieren, andererseits die Neueingriffe gegenüber dem Bestehenden kenntlich zu machen. Das

Programm der Umnutzung umfasst Gewerberäume, Büros, Wohnateliers sowie ein dreigeschossiges Wohn- und Atelierhaus für einen der Genossenschafter.

Die Sanierung wurde nach einem bauökologischen Konzept durchgeführt. Kompaktes Bauvolumen, ein relativ einfacher Ausbaustandard und die Optimierung des Bauprogramms waren wichtige Bedingungen, um die Kosten tief zu halten.

Die Stadt Baden griff auch beim Energiekonzept dem Bauträger hilfreich unter die Arme. Sie steuerte 50 000 Franken zum Bau eines Blockheizkraftwerkes bei, das von den Städtischen Werken Baden betreut und verwaltet werden wird. Die Liegenschaft Limmatauweg 7–9 ist somit Stromkunde der Städtischen Werke. Der im Blockheizkraftwerk produzierte Strom wird hauptsächlich innerhalb der Liegenschaft verwendet, die Überschüsse werden von den Städtischen Werken zurückgekauft.

Die Mietzinse für die Wohnateliers liegen bei 135 bis 175 Franken/m² p.a. (exkl. Bodenbeläge und Malerarbeiten), jene für die Gewerberäume bei 120 bis 170 Franken/m² p.a. (Ausbau durch die Mitglieder).



Arealansicht um 1945

Ansicht 1996

Situation 1996: 1 Wohnhaus (Neubauprojekt), 2 Fabrikgebäude (Wohnateliers, Büros, Gewerbe), 3 Wasserwerkstatt (Gewerbe, Ateliers)

Wohnatelier

Fotos: René Röheli, Windisch



Gesunder Menschenverstand

Zwei Leserbriefe, vgl. «Werk, Bauen+Wohnen» 4/96, Seite 46

«...Lassen Sie Gert Kähler wissen, dass ich seinen Beitrag «Unvermittelte Siedlungsformen» als Anzeichen dafür werte, dass der gesunde Menschenverstand Einzug zu halten beginnt.

Ich war zwar zusammen mit Jan Turnovsky vor drei Jahren in der Siedlung Pilotengasse. Gelacht haben wir schon damals, vor allem über den ambitionösen, um nicht zu sagen präpotenten Text auf einem kleinen Täfelchen – den Inhalt habe ich mir leider nicht notiert –, der zweifellos aus der Feder von einem der Architekten stammt und offensichtlich dazu dienen soll, Bewohner und Besucher daran zu erinnern, dass es sich bei der Siedlung um ein bedeutendes Werk handelt...»

Anatole du Fresne, Ittigen-Bern

«Da sich diese Architekturkritik-Kritik auf Wiener Beispiele bezieht, möchte ich als der Wiener

Szene entsprungene Vertreterin jener angegriffenen Zunft dazu Stellung nehmen.

Gert Käblers Vorwürfe sind prinzipiell berechtigt, nur stimmen sie zumindest für Wien und insbesondere für die von ihm abgehandelten Objekte nicht; es gibt in Wien sehr wohl eine freie Kritikerschaft, die, wiewohl selbst Architektinnen und Architekten, nicht der «Verhaberung» (Verbrüderung) mit ihren planenden Kollegen bezichtigt werden kann. Schon gar nicht mit Architekt Abraham, dessen Siedlung Traviatagasse seit ihrer Fertigstellung herber Kritik ausgesetzt ist. Ich habe mich unter anderem zweimal (*Perspektiven*, 1/2/94; (deutsche) *StadtBauwelt* 24, 30.6.1995) kritisch zu Wort gemeldet und darob nur positives «feedback» erhalten.»

Judith Eiblmayr, Wien

Übrigens...

Hochh(in)aus ▶

In Wien entsteht zwischen UNO-City und Alter Donau ein neuer Stadtteil mit dereinst insgesamt sechs Wohntürmen. Der Grundstein zu den ersten zwei Hochhäusern ist im März gelegt worden.

Das Gebiet entlang der Wagramerstrasse soll durch diese Massnahme städtebaulich aufgewertet werden. Die erste Etappe umfasst zwei Wohnhochhäuser mit 155 wohnbaufördernden Eigentumswohnungen, eine Volksschule mit neun Klassen und Ganztagesbetreuung, Geschäfte und Arztpraxen.

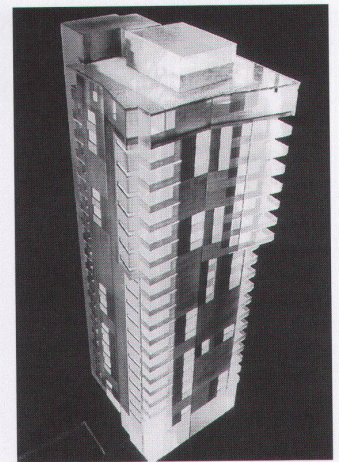
Das eine – 25geschossige – Wohnhochhaus mit 70 Wohnungen, 9 Lokalen, Büros und Praxen wurde von Coop Himmelb(l)au (Wolf D. Prix, H. Swiczinsky) projektiert. Es beruht auf der Idee, zwei «Häuser» so aufeinanderzustellen, dass dazwischen – auf dem achten Geschoss – ein Gemeinschaftsraum entsteht, die sogenannte Skylobby, gedacht als Sonnendeck, Kinderspiel- und Veranstaltungsraum. Eine zweite Besonderheit des Baus ist die «Klima-

fassade», welche die beiden Gebäudeteile verbindet und umhüllt. Zusammen mit der auf dem Dach angebrachten «Air-Box» und dem als Wärmespeicher geplanten Gebäudekern dient diese Glasfassade im Sommer zur Kühlung und im Winter zur Erwärmung der Wohnungen. Die 55 bis 130 m² grossen Wohnungen sind als Lofts mit offenen Grundrissen – ohne tragende Zwischenwände – konzipiert.

Das zweite – 23geschossige – Hochhaus stammt vom NFOG Atelier für Architektur (Nigst-Fonatti-Ostertag-Gaisrucker); es umfasst 85 Wohnungen, 5 Lokale, Büros und Praxen. Der in den unteren Geschossen quadratische Grundriss wird im oberen Bereich des Turmes durch Ecken und Vorsprünge aufgebrochen. Die Fassade besteht aus einer beweglichen,



individuell steuerbaren Metallhaut, die als Wetter- und Sonnenschutz dient und aufgrund ihres ständig wechselnden Aussehens auch eine ästhetisch wirksame Funktion hat. Die 43 bis 130 m² grossen Wohnungen verfügen über einen zweiseitig belichteten Wohn- und Essbereich.



links: Wohnhochhaus Coop Himmelb(l)au
Foto: Gerald Zugmann

rechts: Wohnhochhaus NFOG Atelier für
Architektur

Winterthurer Portal ▼

Zwischen dem Aufnahmegebäude des Hauptbahnhofs Winterthur und dem Warenhaus EPA soll ein neuer Trakt eingefügt werden. Das Ergebnis eines zweistufigen Studienauftrags liegt vor.

Der heutige Zustand des Areals kann dem Ort an zentraler Lage nicht gerecht werden. Ziel der SBB und der Stadt Winterthur ist es, hier eine städtebaulich und kommerziell attraktive Überbauung zu realisieren. Zusammen mit der laufenden Sanierung des Aufnahmegebäudes und der vorgesehenen Neuordnung

des Bahnhofplatzes soll der Zwischentrakt im Sinne eines Winterthurer Portals zur Aufwertung des Bahnhofbereichs beitragen.

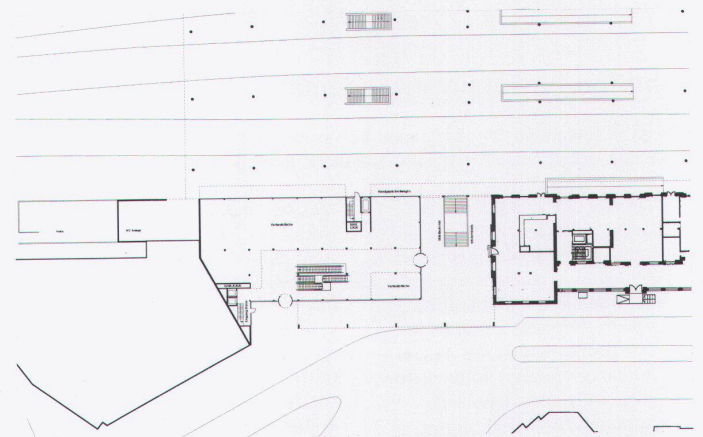
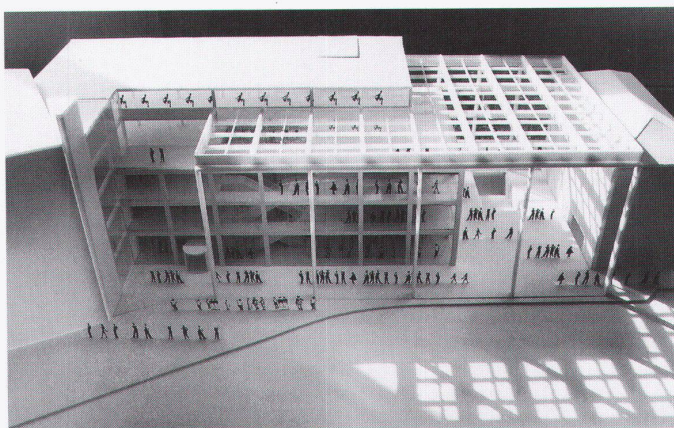
Zur Teilnahme an der ersten Stufe des Studienauftrags wurden sieben Architekturbüros eingeladen (ADP, Sumi + Burkhalter, Gigon + Guyer, Oliver Schwarz, Zürich; Hein-

rich Irion, F. und R. Mayer, Stutz + Bolt, Winterthur). Vier davon konnten sich sodann an der zweiten Stufe beteiligen.

Die Jury (Carl Fingerhuth, Basel; Sabina Hubacher, Ueli Marbach, Urs Meier, Zürich) empfahl schliesslich, die Projektverfasser Oliver Schwarz Architekten, Zürich, mit der Weiterbearbeitung zu betrauen.

Der Zwischentrakt – eine collageartige Verbindung zwischen EPA und SBB-Aufnahmegebäude – wird als eigenständiger Bau begriffen, als Kombination eines monumentalen

Hallenbaus mit einem eingelagerten Raumcontainer. Ein hohes, von schlanken Stützen getragenes Vordach bildet einen grosszügigen «Vorplatz», der für den städtebaulich diffusen Bahnhofplatz eine Klärung der räumlichen Verhältnisse bringt. Eine Torsituation wird geschaffen, als Eingang zur Stadt und als Zugang zur Bahn. Die beiden Bauteile werden durch ein gemeinsames Raumgitter zusammengefasst.



Landschaft unter Glas ▼▶

Mit knappen Mitteln und in einer Rekordzeit erbaut, hat am vergangenen 12. April die Neue Messe Leipzig, ein Werk der Architekten von Gerkan, Marg + Partner, ihre Tore geöffnet.

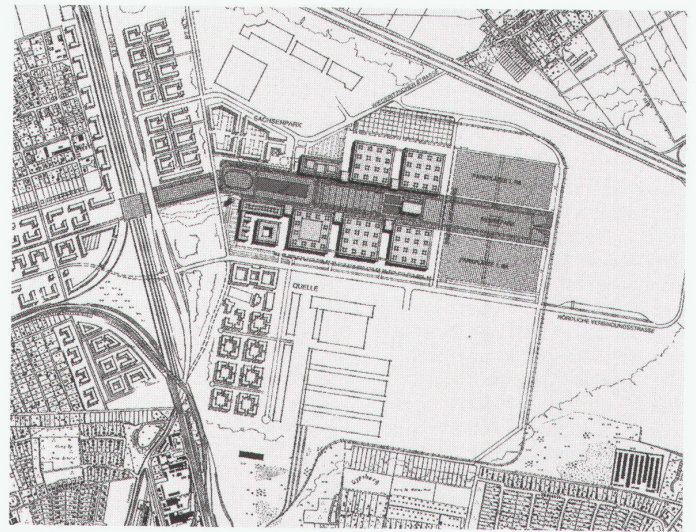
1991 beschloss man in Leipzig, der Stadt mit vielhundertjähriger Messetradition, das Messegelände auf den ehemaligen Messeflugplatz Mockau, im Schnittpunkt von Flughafen, Fernbahngelise, Autobahn und Bundesstrasse, auszulagern. In einem Wettbewerb unter 15 geladenen Architekten aus Ost- und Westdeutschland, England, den Niederlanden und Dänemark fiel im April 1992 der Entscheid zugunsten eines Projektes der Aachener Architekten von Gerkan, Marg + Partner und der Landschaftsarchitekten Wehberg, Eppinger, Schmidtke aus. Entwürfe hatten u.a. auch Günther Behnisch, Richard Rogers und Rem Koolhaas eingereicht.

Die Wettbewerbsgewinner haben am amorph zersiedelten nördlichen Stadtrand, im Niemandsland des ausgedienten Flughafens, ins trapezförmige Areal des Messeparks eine etwa 150 m breite Mulde, eine Art Tal-Aue mit Wasserflächen und Pflanzungen eingesenkt. Eine mächtige in der Längsrichtung des künstlichen Tales auf der Mittelachse aufgebaute Glashalle voller Bäume und symmetrischer Einbauten vermittelt den Zugang zu derzeit fünf flexibel nutzbaren Containerhallen.

Durch die Eintiefung entstanden zwei Ebenen für die Hauptfunktionen: die untere Ebene, in der künstlichen Mulde, dient der Ankunft, dem Aufenthalt, der Orientierung und Verteilung der Besucher, die obere, auf Höhe des ehemaligen Flughafenterrains, dem Ausstel-

lungsbetrieb: Aufbau, Warenpräsentation und Abbau. So können verschiedene Veranstaltungen – wie auf einem grossen Bahnhof die verschiedenen Züge an verschiedenen Bahnsteigen – getrennt erreicht und miteinander verbunden werden. Zudem sind landschaftliche Weiträumigkeit und Kompaktheit der Ausstellungen – bei maximaler Flexibilität zwischen grossen und kleinen simultanen Veranstaltungen – miteinander kombiniert.

Mit viel natürlichem Licht und reicher Vegetation wird auf die Bedürfnisse des Besuchers eingegangen: Der Wintergarten der Glashalle, die Säulenhalle des Osteingangs, das Atriumfoyer im Kongresszentrum, der glasgedeckte Innenhof der Verwaltungszentrale, die Restaurants mit Emporen und Terrassen, all dies liegt im Tageslicht und im Grünen. Dagegen ist die kommerzielle Kunstwelt der Aussteller gesetzt, die hochtechnisierten und klimatisierten Black-Box-Studios der Regelausstellungshallen mit ihrem Kunstlicht für die Warenpräsentation.



Wenn die Messe wächst, werden nach dem Grundrissprinzip eines Doppelkamms beidseits der Parkmulde Hallen angebaut und die Bäume weiter nach hinten umgepflanzt.

Die Gesamtanlage tritt – ästhetisch reizvoll – gleichbleibend rhythmisiert und modular in Erscheinung. Dem ganzen Entwurf liegt ein Mikroraster von 1,25 m zugrunde, dessen Vielfaches verschiedene Makroraster bildet. Die Masskette von 1,25 m, 2,5 m, 6,25 m, 12,50 usw. und die immer gleichen Säulenquerschnitte hatten natürlich auch Vorteile für die rationalisierte Bauproduktion.

Auffällig ist die Beschränkung in der Material- und Farbwahl. Die Farbgebung ist zurückhaltend, monochrom und in ihrer Ästhetik materialbezogen. Stählerne Strukturen bleiben unverkleidet und erscheinen metallisch grau, Leicht-

baufassaden silbern, verkleidete Decken und Wände weiss gestrichen, die steinernen Böden aussen und innen grau.

Die Glashalle ist technisch eine Weltpremiere. Zur wirkungsvollen visuellen Verklammerung der Ausstellungshallen über die Mulde hinweg wurde die Glasschale nach innen gehängt und die Gitterschale samt Aussteifung nach aussen verlegt. Das Gewölbe ist eine dehnungsfugenfreie 250 m lange und 80 m breite rahmenlose Glas-tonne aus völlig farbfreien 1,5 x 3 m grossen Glastafeln.

Das stark gekürzte Gesamtbudget des Baus belief sich auf 1,335 Milliarden DM. Vieles musste aus Spargründen (zunächst) weggelassen werden, wie an verschiedenen Orten die Rollbänder oder das 50 m lange Wasserbecken mit Fontänen in der Glashalle.

Bahn frei für Tessiner Akademie

Nun ist es soweit. Im Oktober nimmt Bottas Architekturakademie in Mendrisio den Unterrichtsbetrieb auf (vgl. «Werk, Bauen+Wohnen» 3/95 S. 70).

Obschon sie vom Bundesrat noch nicht als Hochschulkanton anerkannt sind und keine finanzielle Unterstützung erhalten, starten die Tessiner nun die von Mario Botta entwickelte Architekturakademie.

Der Grosse Rat hat der Akademie für die ersten zwei Studienjahre 12 Millionen Franken bewilligt und nochmals fast soviel für das

Mobiliar und die technischen Einrichtungen. Die Gemeinde Mendrisio stellt den Palazzo Turconi, ein früheres Spital, zur Verfügung und kommt für die Renovationskosten von über 10 Millionen Franken auf.

Dreizehn Professoren und vier Gastdozenten wurden verpflichtet. Für das Departement Geschichte und Kultur: Carlo Bertelli, Harald Sze-

mann, Leonardo Benevolo, Francesco Dal Co und Vittorio Savi; für den Entwurf: Mario Botta, Aurelio Galfetti (Rektor), Peter Zumthor und Panos Koulermos; für das Departement Wissenschaft und Technik: Sergio Albeverio, Aurelio Muttoni, Alfredo Pini und Albert Jaquard. Die Gastdozenten sind William Curtis, J. Rykwert, Bruno Monguzzi und Oliviero Toscani.

Die Ausbildung dauert sechs Jahre. Auf die Einführung in die verschiedenen Fächer folgt im zweiten Jahr das Praktikum, das mit einer

Prüfung abschliesst, die als Aufnahmeprüfung für den zweiten Zyklus gewertet wird. Das sechste Jahr ist den Diplomarbeiten vorbehalten.

Im ersten Jahr werden rund 120 Studentinnen und Studenten zugelassen. Schon über 100 Interessenten haben sich gemeldet. Unterrichtssprache ist Italienisch; Englisch soll, wenn möglich, als zweite Sprache folgen. Die Studiengebühr beträgt 4000 Franken im Jahr, für Ausländer das Doppelte.